

# Die Kunst der Großzügigkeit

*Geschichten einer  
leidenschaftlichen  
Schenkerin*

SUSANNE  
KIPPENBERGER

HANSER  BERLIN

# Über das Buch

Geben macht glücklich. Susanne Kippenberger schreibt über das Schenken als Kommunikationsform: eine Sprache, die man lernen kann.

Überraschung, Erwartung, Glück, Enttäuschung, Kränkung — warum reagieren wir so emotional auf Geschenke — unabhängig von jedem materiellen Wert? Susanne Kippenberger, selbst eine leidenschaftliche Schenkerin, erkundet das Schenken als Universum der Gefühle und komplexe Form der Kommunikation. Mit Leichtigkeit und Eleganz fächert sie die vielfältigen Aspekte auf, geht der Frage nach, warum es vor allem Frauen sind, die sich um Geschenke kümmern, und die schönsten Präsente jene sind, die man in keinem Laden kaufen kann. Dabei erzählt sie überraschende und berührende Geschichten vom Schenken zwischen Seligkeit und Desaster. Vor allem aber zeigt sie, wie viel Freude die Kunst der Großzügigkeit bereitet.



Susanne Kippenberger

Die Kunst der Großzügigkeit  
Geschichten einer leidenschaftlichen  
Schenkerin

Hanser Berlin

# Inhalt

Einführung

Marcel Mauss und die folgenschwere Gabe

Die Karte ist die Botschaft

Geschenksendung, keine Handelsware

Sag's mit Petersilie

Verhüllung ist Verheißung

Gastfreundschaft

Großzügigkeit

Sweet Memories

Von mir für mich

Erinnerungen mitbringen

Almosen oder Geschenk?

Dankbarkeit

Organspende

Missglückt

Ich bring' ein Ei und hätt' gern zwei.

Nackt: Geld

Tod — Beerdigung — Erbe

Das erwartbare Glück: Wünsche

Das unerwartete (Un-)Glück: Überraschung

Freude

Mit dem Schlauchboot durchs Wohnzimmer: Kindheit

Jugend: Erwachsen werden

Geschichten teilen: Bücher verschenken

Kunst als Gabe

Zeit statt Zeug

Für meine allabeste Lehrerin: Selbstgemachtes

Geburtstage und andere Wendepunkte

Weihnachten: Der Marsch in Himmel und Hölle

Das (leere) Versprechen. Gutscheine

Liebe schenken

Hochzeitsgeschenke

Emotionale Arbeit: Frauen und Männer

Trennung

Die Allerbesten

Danke!

Fragebogen zum Schenken

Bibliographie

*Für meine Mutter,  
Lore Kippenberger,  
die großzügig in jeder Beziehung war,  
und  
Esther Kogelboom und Julia Prosinger,  
ohne die es dieses Buch nicht gäbe*

Bei Nichtgefallen Gefühle zurück  
MK

# Einführung

Ich hatte mal die Motten. Sie steckten überall, im Müsli, im Mehl, in allen Ecken, ich wurde sie einfach nicht los. In meiner Verzweiflung rief ich die Kammerjäger. »Sie backen aber gerne!«, rief der eine durchaus bewundernd aus der Speisekammer heraus. »Die Frau kauft einfach gerne ein«, erwiderte sein Kollege nüchtern.

Ich fürchte, er hat recht. Das habe ich von meiner Mutter geerbt.

Mit zwölf hatte sie den Höhepunkt ihrer sportlichen Laufbahn erreicht: Als sie beim Hochsprung die Ein-Meter-Marke knackte. Damit hatte niemand gerechnet. Die Lehrerin war so entzückt, dass sie ihr eine Tafel Schokolade schenkte. Was für ein Luxus! Seit ihre eigene, ebenso großzügige wie gastfreundliche Mutter gestorben war, wurde sie mit Präsenten nicht eben verwöhnt. Der größte Ehrgeiz der Haushälterin, die jetzt für die Kinder zuständig war, hieß sparen.

Hiermit war der sportliche Ehrgeiz meiner Mutter erschöpft. Höher, weiter, schneller, ein solcher Wettkampf interessierte sie nicht. Ihr Sport hieß fortan: schenken. Mochten andere wandern oder Tennis spielen, meine Mutter trabte los, Präsente kaufen.

Wann immer sie was Interessantes sah, ob im Schlussverkauf oder auf Reisen, schlug sie zu. Fing es in den großen Ferien in Holland an zu regnen, bekämpfte sie

Anflüge von schlechter Laune mit Ausflügen zu De Bijenkorf, dem bienenkorbgleichen Kaufhaus in Amsterdam, und breitete am Abend ihre Beute selig vor uns aus. Hatte jemand Geburtstag oder war ein Dankeschön fällig, musste sie nur noch in die Geschenkebox greifen.

So mache ich es auch. Ich bin zum Hamster geworden, nur dass ich statt der Backen die Taschen vollstopfe — ich reise grundsätzlich mit großem Gepäck. In Schubladen und Truhen horte ich dann, worüber B sich freuen könnte, was ich für I beim letzten Londonbesuch besorgt habe.

Denn Schenken braucht Aufmerksamkeit und langen Atem. Hinweise, die fallengelassen werden, müssen aufgefangen, gespeichert und rechtzeitig umgesetzt werden. Nichts ist schlimmer, als auf Kommando einzukaufen: P hat heute Geburtstag, was kann ich da zwischen Dienstschluss und Dinnerparty noch besorgen? Bestimmt nichts Persönliches.

Schenken ist Einkaufen mit gutem Gewissen. Ist ja für andere. Man muss die Fundstücke nur im passenden Moment zücken können. Auch das habe ich von meiner Mutter geerbt: Schenken war ihre Leidenschaft, Ordnung nicht ihre Stärke. Weihnachtspräsente, im Sommer erstanden, versteckte sie so gut, dass sie diese im Advent nicht mehr wiederfand. Auch ich muss dauernd suchen. Manchmal entdecke ich ein halbes Jahr zu spät, dass ich für das Geburtstagskind längst was besorgt hatte. Egal, bald ist Weihnachten.

Meine Mutter war eine fröhliche Schenkerin. Eine Christin, weniger fromm als sozial, die gerne gab. In unserer Familie ist das Schenken — mehr noch als das Beschenktwerden — eine einzige Freude, von außen betrachtet vielleicht auch ein Spleen.

Doch als ich anfang, darüber nachzudenken, merkte ich, dass es mehr als eine persönliche Macke ist. Ich entdeckte, wie viele Seiten das Schenken hat, noch eine und noch eine, es wollte gar kein Ende nehmen, und plötzlich stellte ich fest: Es gibt gar kein Ende. Jeder tut es, jeder empfängt es, und zwar sein Leben lang. Von der Geburt bis zum Tod, ja, darüber hinaus. In den USA fängt es mit der Baby Shower noch vor der Niederkunft an. Und wenn der Mensch dann gestorben ist, werden ihm zum Abschied Blumen gereicht, spendet man in seinem Sinne und Andenken Geld. Das Leben geht weiter. Das Schenken auch.

Fast scheint es ein Instinkt zu sein, schon kleinste Kinder pflücken Blumen, sammeln Muscheln und Steine auf und präsentieren sie den Großen, um ihnen eine Freude zu machen. Und natürlich: Applaus zu bekommen. Jeder wichtige Umbruch im Leben wird von Präsenten begleitet, Taufe, Einschulung, Kommunion, Konfirmation, Bar-Mizwa, Volljährigkeit, Schulabschluss, Hochzeit, runde Geburtstage, eine neue Wohnung, Rentenbeginn ...

Wenn ich mit anderen darüber spreche, sprudeln sie sofort mit ihren Geschichten los. Bei einer Dinnerparty erzählt ein Künstler von einem Kindheitserlebnis in Tokio, als seine französische Mutter so überfordert war von den

liebvollen, aber immer größer werdenden Präsenten der japanischen Vermieter, dass sie irgendwann nicht mehr wusste, wie sie diese Freundlichkeit erwidern konnte. Sie kapitulierte. Die Familie zog aus. Solche Gespräche habe ich viele geführt, mal zufällig, mal gezielt, in Form von Interviews wie mit dem Schriftsteller David Wagner, der über das größte Geschenk, das jemand bekommen kann, ein Organ, in seinem Fall die Leber, ein Buch geschrieben hat. Er nennt es einen Dankesbrief. Eine literarische Gabe für eine(n) unbekannte(n) Tote(n).

Dauernd gibt man dem anderen etwas von sich, so entsteht Gemeinschaft. Eine Gesellschaft ohne diesen Akt ist undenkbar. Befragt nach einem blöden Präsent, antwortete ein älterer Schauspieler: »Ich lasse mir nichts mehr schenken, ich habe alles, was ich brauche.« Der Mann hat gar nichts begriffen. Es geht hier nicht um Kochtöpfe und warme Socken. Es geht um sozialen Kitt, um Emotionen. Präsente schaffen und stärken Verbindungen, manchmal verletzen sie diese auch, zerstören sie in seltenen Fällen gar. Eine 52-Jährige erzählt von der Barbiepuppe, die sie mit zwölf bekam, von ihrer Freundin, die genau wusste, dass sie Barbiepuppen hasst. »Danach war die Freundschaft beendet.« Aber wer anderen verbietet, ihm was zu schenken, stößt sie von sich weg: Ich will nicht in deiner Schuld stehen, komme allein zurecht, vielen Dank.

Es sind so viele Gefühle involviert, Erwartungen, Enttäuschungen, Erfüllungen, Verletzungen, Demonstrationen von Machtverhältnissen, Freude, Erinnerungen. Doch im Grunde geht es immer um Liebe.

Egal, wie nah man sich steht. Das liebevolle Aussuchen und Verpacken — oder das lieblose. Was sie am Schenken so mag, meint eine der von mir Befragten, ist »das Zeigen von Zuneigung«. Der symbolische Wert ist eigentlich immer wichtiger als der materielle. Wie gut kennst du mich? Oder wie schlecht. Das Gefühl, nicht gesehen, ja, verkannt zu werden, gehört zu den schlimmsten Erfahrungen, von denen Beschenkte erzählen.

Schenken ist eine soziale Tätigkeit, eine Kultur (keine Technik), eine Sprache der Gefühle. Die man lernen kann, damit es einem nicht so geht wie dem Vater einer Freundin, der seiner Frau sagte: Kauf dir was, ich geb' dir das Geld und leg' es dann unter den Tannenbaum. Natürlich gehört, wie bei allen Sprachen, auch eine Portion Begabung dazu. Das steckt schon im Wort Gabe, und noch deutlicher im englischen »gift«, das sowohl Präsent wie Begabung bedeutet. Weshalb man, um allen Missverständnissen vorzubeugen, auch nicht sagen kann, dass nur der gute Schenker ein guter Mensch ist.

Natürlich kaufe ich inzwischen doch mit schlechtem Gewissen ein, von wegen Umwelt und Klimawandel. Aber dieses Buch soll auch keine Anleitung zum Konsum sein. Schenken muss nicht kaufen heißen. Aufmerksamkeit, Zeit, selbstgekochte Marmelade, das Reparieren des kaputten Stuhls, ein gemeinsamer Ausflug, ein Essen — man kann sich so vieles einfallen lassen. Aber man sollte sich was einfallen lassen. Präsent hat etwas mit präsent sein zu tun. Umweltbewusstsein ist keine Ausrede für Faulheit. Nachhaltig sind Geschenke, über die man sich Gedanken

gemacht hat. Was alle hassen, sind einfallslose Pflicht-Gaben. Und sowieso gilt hier, wie stets, Qualität geht über Quantität.

S zum Beispiel, gefragt, wann sie das letzte Mal richtig große Freude erlebt hat über ein Präsent, erzählte von ihrem Besuch, dem ersten, bei einer neuen Bekannten. S brachte ihr einen Herbststrauß aus dem eigenen Garten mit, Hortensie, Dahlie, kleine Beerenzweige in Pink. Drum herum goldenes Seidenpapier und eine Schleife aus schlichtem Strick. Eine solche Freude hatte sie nicht erwartet: »Sie war regelrecht umgeworfen von der Schönheit des Straußes, drehte ihn hin und her, benannte die Blumen und die Farben und betonte, wie das Zusammenspiel von Texturen und Farben so perfekt zur Geltung käme. Und dann holte sie ihren Mann und die Haushaltshilfe und begann ihr Gloria von neuem. Ich fand keine Worte.«

»Wirkliches Schenken«, schrieb Theodor Adorno, »hatte sein Glück in der Imagination des Glücks des Beschenkten. Es heißt wählen, Zeit aufwenden, aus seinem Weg gehen, den anderen als Subjekt denken.« Adorno war pessimistisch, er glaubte, dass dazu kaum mehr einer fähig sei. »Günstigenfalls schenken sie, was sie sich selber wünschten, nur ein paar Nuancen schlechter.«

In einer Zeit, wo es alles zu kaufen gibt, könne man das Schenken für überflüssig und das Klagen über den Verfall dieser Kultur für sentimental halten, fuhr Adorno fort, um sich selbst gleich zu widersprechen: Denn erstens »gibt es keinen heute, für den Phantasie nicht genau das finden könnte, was ihn durch und durch beglückt«. Und, was

vielleicht noch wichtiger ist: Das Schenken bräuchten gerade jene, die es nicht mehr tun. »Ihnen verkümmern jene unersetzlichen Fähigkeiten, die nicht in der Isolierzelle der reinen Innerlichkeit, sondern nur in Fühlung mit der Wärme der Dinge gedeihen können.«

Nicht dass Sie mich nun für eine Adorno-Kennerin halten. Ich habe noch nie ein Buch von ihm gelesen. Aber meine Kollegin hat es getan und mich mit dieser Stelle aus *Minima Moralia* beglückt, nachdem wir uns über das Thema bei einer zufälligen Begegnung auf der Straße unterhalten hatten.

Es ist eines von vielen Präsenten, die ich im Laufe der Arbeit an diesem Buch bekommen habe und die mich von der Bedeutung und Komplexität des Schenkens überzeugt haben — das ich mein Leben lang eher arglos praktiziert habe. Dieses Buch hat viele Co-Autoren. Menschen, die mir ihre Geschichten geschenkt haben, kaum dass wir auf das Thema zu sprechen kamen. Familie, Freunde, Kollegen und Bekannte, die mir meinen Wunsch erfüllten und jene Fragen beantworteten, die am Ende des Buches nachzulesen sind. »Jetzt weißt du alles über mich«, witzelte meine Kollegin hinterher. Bei aller Ironie — es stimmt: Die Geschichten gehen tief. »Dinge, die völlig verschüttet lagen, sind wieder hochgekommen«, meinte eine Freundin zu mir. Sage mir, was und wem und wie du schenkst, worüber du dich selbst freust — und ich sage dir, wer du bist.

Geiz ist nicht geil. Großzügigkeit schon. Die, genau wie die Knausrigkeit, noch nie eine Frage des Geldes gewesen ist. Das Buch soll Lust machen. Denn, das ist

wissenschaftlich erwiesen: Geben macht glücklich. Im Zeitalter des Narzissmus, der permanenten Selbstopтимierung und Achtsamkeit (für die eigenen Bedürfnisse) tut es gut, einem selbst wie der Gesellschaft, mal nicht an sich zu denken, sondern an andere. Aber Vorsicht, nicht verkrampfen, weder beim Geben noch beim Nehmen.

# Marcel Mauss und die folgenschwere Gabe

Mauss, Mauss, Mauss, was hast du nur gemacht! Hast den Menschen den Spaß am Schenken verdorben, den Glauben an das Gute daran geraubt.

Dabei ist das gar nicht seine Absicht gewesen. Fast 100 Jahre ist es her, dass der französische Gelehrte seinen berühmten Essay »Die Gabe« veröffentlichte, über »Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften«, wie es im Untertitel heißt. Nicht mal 200 Seiten lang, aber die Sekundärliteratur füllt ganze Regale. Es gibt wohl nur wenige Texte, die für ein einzelnes Thema so einflussreich gewesen sind. Jeder, wirklich jeder Akademiker oder Essayist, der sich mit dem Thema Schenken beschäftigt, beruft sich auf Marcel Mauss. Einige Wissenschaftler nennen sich sogar ganz offiziell Maussianer.

Abgesehen von der »Gabe« hat der Sozialanthropologe, Neffe und Schüler von Émile Durkheim, wenig veröffentlicht. Die Lehre war Mauss, der als selbstlos galt, wichtiger als die Forschung, seine Dissertation — über das Gebet — hat er nie fertigbekommen. Seine Geschenkwissenschaft betrieb er vom Schreibtisch aus, ein Feldforscher ist er nie gewesen. Er wandte sich dem Archaischen zu, vor allem Gesellschaften in Polynesien,

Melanesien und Nordwestamerika, um darin nach dem Archetypischen zu fahnden.

Es ging ihm darum, zu zeigen, welche Bindungen entstehen, indem man Geschenke tauscht, anstatt etwas mit Geld zu kaufen oder für Geld zu verkaufen. Wobei natürlich auch beim Geschenkeaustausch eine Form von Handel stattfindet: Gibst du mir, geb' ich dir. Geb' ich dir, will ich auch was zurück. Wenn nicht sofort, so doch später. Soll und Haben, am Ende muss die Gleichung stimmen in der Trias von Geben, Annehmen und Erwidern.

Aber Mauss machte sichtbar, welchen Stellenwert das Schenken in der sozialen Kommunikation hat. Dabei geht es in den von ihm untersuchten Gesellschaften vor allem um kollektive Präsente, die erst mal die friedliche Beziehung zwischen verschiedenen Gruppen herstellen und stärken — sozusagen ein notwendiges Vorspiel. Auch zum kommerziellen Warenaustausch.

Verblüffenderweise bleibt in den Darstellungen vieler seiner Exegeten und Schüler aber nur das Berechnende vom Schenken übrig, der Zwang zum Geben und Erwidern. Viele dieser Theoretiker leugnen jede Form von Freiwilligkeit und Individualität, von Spontanität und Originalität, die Freude auf beiden Seiten, ja, überhaupt die ganze Emotionalität und das Persönliche, die damit verbunden sind. Oft wird die Gabe als Instrument der Unterdrückung verstanden, die Großzügigkeit als reines Kalkül.

Wer nimmt, gehe eine Verpflichtung ein, werde zum Schuldner, sagt Elfie Miklautz zum Beispiel. Für sie wird das Schenken sogar zum Akt der Aggression: »Mit dem

Übermitteln von Gaben wird ... symbolische Gewalt ausgeübt.« Pierre Bourdieu geht kaum fröhlicher an die Sache ran. Er nennt den Gabentausch kurzerhand eine »kollektive Heuchelei«.

Es ist kurios. Durch die Konzentration auf Mauss' Vorlage, an der sich spätere Generationen abgearbeitet haben, sind die Schenkgewohnheiten in der Südsee vor 100 Jahren bis heute besser erforscht als jene, sagen wir, der Jugendlichen zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Das Archaische wird zur zeitlosen Wahrheit erklärt.

Besonders eklatant zeigt sich das in der Auseinandersetzung mit dem von Mauss geschilderten Potlatch von Native Americans in Nordwestamerika: Häuptlinge schaukeln sich hoch mit ihren Gaben, versuchen einander zu übertrumpfen — ein regelrechter Krieg zwischen Rivalen um ihren Status, der mit der Kapitulation des einen oder der Zerstörung bis hin zum Tod des anderen endet. Von Mauss' Nachfolgern wird der Potlatch aber nicht als exzessives Extrem gedeutet, sondern als Zuspitzung, die das Eigentliche deutlich werden lässt. Das Schenken als Wettkampf, als Schlacht — ist es nicht genau das, was zu Weihnachten in der kommerzialisierten Gesellschaft passiert? Immer höher, weiter, schneller, das ist doch die Devise des Turbokapitalismus.

Dabei war Mauss selbst Sozialist und Aktivist, ein Anhänger der Genossenschaftsbewegung. Am Ende seines Essays, und den scheinen viele gar nicht oder zumindest nicht bis dahin gelesen zu haben, zeigt er auf, wie aus dem Geist des Gebens eine gerechtere Welt entstehen könnte.

Für ihn ist die Geschenkökonomie die Basis unserer Gesellschaft, ein entscheidendes Mittel für ein friedliches Miteinander. Mauss spricht von der »edlen Verschwendung« und appelliert an die Reichen, sich wieder als Schatzmeister ihrer Mitbürger zu betrachten, denn die Gesellschaft brauche mehr Großzügigkeit und guten Willen, ganz konkret etwa bei Wohnungsvermietungen. Mauss forderte eine neue Moral, eine Rückkehr zu archaischen und elementaren Prinzipien, etwa die Freude am öffentlichen Geben, »das Vergnügen der Gastfreundschaft«.

*Bad news are good news* heißt es im Journalismus. Gute Nachrichten verkaufen sich halt schlechter. In der Wissenschaft gelten möglicherweise ähnliche Regeln. »Schenken gehört zu den eher freundlichen Seiten des Lebens«, schreibt der Kultursoziologe (und Theologe) Gerhard Schmieid zu Beginn seines Buchs zum Thema. Das ist für ihn der Grund, warum seine Kollegen sich kaum mit dieser Tag für Tag praktizierten Spielart des sozialen Handelns auseinandergesetzt haben. Ein Soziologielexikon widme ihm gerade mal 14 Zeilen. Auch Schmieid bezieht sich natürlich auf Mauss.

Marcel Mauss war ein Pionier, der sich als Erster dem Thema in dieser Form gewidmet hat. Aber er hat einen Essay geschrieben, keine Bibel. Gedanken kann man weiterentwickeln.

In der Fülle der Mauss-Interpretationen habe ich auch ein paar gefunden, die mir plausibler, differenzierter erscheinen als jene, die nur Zwang, Eigennutz und Kalkül in der Gabe sehen. Am sympathischsten ist mir Alain Caillé,

dessen *Anthropologie der Gabe* 2008 erschienen ist. Ein echter Maussianer, wie er sich selbst nennt, Mitgründer einer MAUSS-Gruppe und einer MAUSS-Zeitschrift. Ja, Caillé ist mein Mann. Lustigerweise wieder ein Mann. Obwohl Frauen diejenigen sind, die am meisten schenken und verpacken, sind es vor allem Männer, die Bücher darüber schreiben. Die einen packen in dekoratives Papier, die anderen in gelehrte Worte.

Alain Caillé jedenfalls entdeckt im Pflichtkorsett den Spielraum. Für ihn geht es beim Schenken um mehr als ein rein mechanisches Ritual. Selbst wenn die Gabe sozial zwingend ist, gewinnt sie in seinen Augen nur in Verbindung mit Spontanität ihren Sinn. »Es soll gegeben und erwidert werden. Zweifellos. Aber wann? Und wie viel? Wem eigentlich? Mit welchen Gesten, in welchem Ton? Mit welcher Absicht?« Da bleibt für ihn selbst in streng geregelten Gesellschaften viel Raum für Eigeninitiative.

Caillé wirft einen wohlwollenderen, auch differenzierteren Blick auf seine Mitmenschen und ihre Motive, entdeckt Widersprüchliches, statt nur Eindeutiges zu sehen. Ihm geht es um »ein komplexes Wechselspiel von Interesse, Uneigennützigkeit, Pflicht und Spontaneität«. Vor allem durchbricht Caillé die rein ökonomistische Sicht auf das Schenken: Ohne eine gewisse Bedingungslosigkeit, ohne Vertrauen, sagt er, geht es nicht. »Eine rein obligatorische Gabe ist keine Gabe.«

Es gibt Menschen, die glauben, was nichts kostet, ist auch nichts wert. Ich meine, das Gegenteil stimmt. Es macht eine Sache kostbarer, wenn man sie geschenkt bekommt,

statt sie sich selbst zu kaufen. So erklärt es auch Mauss: In der Gabe steckt das *hau*, die Seele des Gebenden, ein Stück von sich selbst.

Darum soll es hier gehen — um den Raum, den Spielraum, in dem sich das Schenken bewegt, mit all seinen Widersprüchen und Risiken und seiner Freude, um die Komplexität dieses Tuns. Um die Seele. Es soll um die Caillé'schen Fragen gehen: Um das Vergnügen des Schenkens — wann, wie viel, wem, mit welchen Gesten, in welchem Ton, mit welcher Absicht. Ich bin davon überzeugt, dass Gabe nicht gleich Gabe ist und die Wundertüte einer Freundin nicht das Gleiche wie die Goodiebag eines Veranstalters, der will, dass ich ihm wohlgesinnt bin.

## Die Karte ist die Botschaft

Zu meinen Neujahrsresolutionen für 2019 gehörte ganz offiziell: Keine Karten mehr kaufen. Ich hab' nämlich genug davon, zweieinhalb Schubladen voll. Das reicht bis ans Ende meines Lebens. Ich hab's mir sogar in den neuen Kalender geschrieben — keine Karten kaufen! Hat auch nichts genützt. Sicher, am Anfang war ich noch diszipliniert. Wenn ich in eine schöne Papeterie kam oder einen Museumsshop, vor allem auf Reisen, habe ich mir die Bilder angeschaut, sie bewundert, die Karte in die Hand genommen, um sie noch mehr zu bewundern, und mir am Ende auf die Finger gehauen. Nein! Nein! Nein! Bald wurde ein Jein daraus. Ich kann einfach nicht widerstehen.

Wenn ich die Lebenszeit addiere, die ich mit der Suche nach der in diesem einen Moment für diesen Menschen passendsten Karte verbracht habe, komme ich auf einige Monate. Ganz zu schweigen von dem toten Kapital, das da in meinen Schubladen schlummert. Postkarten gehen nämlich ins Geld, unter einem Euro läuft gar nichts mehr. Illustrierte im Sonderformat kosten schon mal das Drei- bis Fünffache. Aber das sind sie auch wert. Gute Bilder sind ein Geschenk für sich, das man ins Regal stellen kann.

Ich brauche originelle, schöne, lustige, romantische Karten, weil mir beim Glückwünschen und zu sonstigen Anlässen nichts Originelles zu schreiben einfällt. Ha, werden Sie sagen, das Schreiben ist doch Ihr Beruf! Aber

das ist was anderes. Um persönliche Worte bin ich verlegen. Also ist die Karte die Botschaft. Nicht das, was ich auf die Rückseite kritzle. Das schöne Motiv muss nämlich auch noch meine Handschrift wettmachen. Da erhalte ich regelmäßig Beschwerden.

Leider bin ich nicht Jurek Becker, mein großer Held in Sachen Karten. Der Schriftsteller konnte nämlich beides, wunderbare, knallbunte, witzige Motive entdecken (ein paar davon liegen auch in meiner Schublade) — und auf der Rückseite so schreiben, dass einem das Herz aufgeht.

Ich habe nie eine von ihm bekommen. Dafür, in sehr, sehr jungen Jahren, einmal einen Brief. Da hatte ich ihm, begeistert von der ersten Seminararbeit meines Lebens, ebendiese geschickt. Es ging um seinen Roman *Irreführung der Behörden*. Wenn ich daran denke, werde ich heute noch rot. Jurek Becker schrieb eine liebevolle Antwort.

Seine schönste Kartenpost kann man inzwischen als Buch kaufen: *Am Strand von Bochum ist allerhand los*. Allein die Anreden für seinen kleinen Sohn! Du Pudelmütze. Mein Fischbrötchen. Sehr geehrter Bratklops. Du unverhoffte Wendung. — Würde mir glatt welche davon klauen, wenn sie nicht so unverkennbar beckerisch wären. Also kaufe ich das Buch nur zur Inspiration. Und zum Verschenken. Und Anregen: Schreibt, Leute, schreibt, wo immer ihr seid, nicht nur aus dem Urlaub, zu Geburtstag und Weihnachten. So eine Postkarte, egal, ob aus Salzgitter oder Peru, aus dem exotischen Ausland oder der eigenen Stadt, im ansonsten leeren, allenfalls von Rechnungen, Mahnungen und Spendenaufrufen gefüllten Briefkasten zu finden tut der Seele gut.

Meine eigene Unfähigkeit ist im Grunde verwunderlich, denn ich komme aus einer Familie leidenschaftlicher Briefeschreiber und -empfänger. Wenn die Familienlegende stimmt, haben sich unsere Eltern sogar schreibenderweise ineinander verliebt. Mit jeder Post wurde die Beziehung inniger.

Meine Mutter, schrieb mein Vater einmal, konnte ohne sie nicht leben — Briefe, je länger, desto lieber, waren ihr Lebenselixier. Aber auch das ihrer Empfänger. Ihre Freundinnen haben die vielen handgeschriebenen Seiten bis an ihr Lebensende aufbewahrt, sich noch Jahrzehnte später darüber amüsiert.

Mein Vater hat einen ganzen Band mit Briefen aus unserer Familie herausgegeben, im Eigenverlag, auf mattes, fast antik vergilbt aussehendes Papier gedruckt, so dass auch die banalste Nachricht etwas Kostbares bekommt. »Es werden so viele Briefe geschrieben in einer Familie«, notierte er im Nachwort, »schöne Briefe, Schönschreibebriefe — Wie geht es Dir? Mir geht es gut! — Briefe, gekritzelt, von der Seele geschriebene, hingehauene Bitt- und Bettelbriefe: ›Schick mir bitte ein Päckchen mit ...!‹; geschmierte, verschmierte, tintenbekleckste Jammerbriefe, sorgfältig aufgesetzte Kondolenzbriefe, Freundschaftsbriefe, liebe Grüße, bemalte Briefe, mit Zeichnungen versehene, Krakeleien mit und ohne Freimarken, teure Briefe, ehrliche Briefe, dumme Briefe, gut für den Papierkorb, einmal gelesen, nie wieder; zweimal gelesen oder noch öfter, kurze Briefe, lange Briefe, inhaltslose Briefe, leserliche und unleserliche, nüchterne, ausschweifende, liebesbedürftige Briefe, Geheimnisbriefe,

Geheimbriefe, postlagernde Briefe, Einschreibbriefe, versiegelte Briefe, schlecht zugeklebte, in Hochstimmung geschriebene und wieder zerknitterte Briefe, zerrissene Briefe, duftende Briefe, schwere Briefe, leichte Briefe, Luftpostbriefe, Eilbriefe, gewöhnliche Briefe, Briefe an Bekannte und Unbekannte, Freunde und Freundinnen, Vorgesetzte und Untergebene, Kollegen, Geschäftspartner, Kunden, Auftraggeber, Lieferanten, an die Redaktion, Politiker, Parlamentsmitglieder, offene Briefe, veröffentlichte Briefe, Blumenbegleitbriefe, Gratulationen, Mitteilungen, Anzeigen, Dankesbriefe, Schuldbriefe, blaue Briefe, Zurechtweisungen, Drohungen, Erpressungen, erzieherische Briefe, Berichte, Bewerbungen, Anwerbungen, Vorladungen, Einladungen, Aufforderungen, tröstliche Briefe, aufregende Briefe, Trennungsbriefe, Abschiedsbriefe, Empfangsbestätigungen, Lügenbriefe, Juxbriefe, Notsignale, Hilferufe, Komm-schnell-Briefe, Musterbriefe, Liebesbriefe, poetische Briefe, reizende Briefe, Rundschreiben, Briefe per Boten, per Post, in den Briefkasten geworfene Briefe, unter die Matte gelegte Briefe, durch den Türspalt geschobene Briefe, versteckte Briefe, verlorene Briefe, vernichtete Briefe, Originale, Kopien, fotografierte Briefe, Faksimiles, Briefe in Brieftaschen, Hosentaschen, Schubladen, Kassetten, Geheimfächern, Büchern, Handtaschen; liegengelassene Briefe, in eine Flasche gesteckte Briefe usw. usw.«

Die Anthologie beginnt 1618 mit einem Liebesbrief und endet 1968 mit der Litanei meiner Schwester über eine österliche Familienreise ins Bergische Land, in der sie von Herzen lästert. Unser Vater hat diese Zeugnisse — jene, die

noch vorhanden, nicht verloren, vernichtet oder vor ihm versteckt worden waren — gesammelt, gesichtet und schließlich ausgewählt. WhatsApp und E-Mail-Verkehr gehörten damals noch in den Bereich der Science-Fiction. Und doch hat mein Vater vielleicht schon geahnt, dass die nächste Generation, die übernächste erst recht diese Kunst nicht mehr pflegen würde. »... *nachzulesen* ...« nannte er das Buch. Er wollte etwas bewahren, das ihm kostbar erschien, bevor es auseinanderbrach. *Aus der Dokumentensammlung einer Familie* lautete der Untertitel, aber aus dieser einen wurden kurz danach zwei, als er uns verließ und eine neue gründete. Der Band war auch ein Abschied.

Nachrichten kommen heute schnell und knapp. Ein richtiger Brief, handgeschrieben, am besten mit Füller, auf feinem Papier, wo sich jemand Zeit genommen und Gedanken gemacht hat, über sich, den anderen und die Welt, ist eine Rarität. Noch dazu ein greifbares Objekt, das manche selbst bekleben und gestalten. Und hat der Umschlag, in den man das Geschriebene steckt, den man dann zulebt, so dass er etwas Geheimnisvolles bekommt, hat der nicht etwas von einer Geschenkverpackung, die Spannung erzeugt? Als Empfänger erkennt man oft auf dem Umschlag schon eine vertraute Schrift, noch bevor man auf den Absender schaut, hat diesen gleich vor Augen, kann sich entscheiden, ob man den Brief begierig aufreißt oder eine Weile genüsslich liegenlässt und später öffnet.

Es gibt drei Menschen, von denen ich immer mal wieder solche handgeschriebene Post bekomme,

interessanterweise alle drei Männer, Freunde, Familie. Keine Ahnung, ob sich daraus eine Gesellschafts- oder Gendertheorie ableiten lässt. Auf jeden Fall sind alle drei auch gute Schenker, was bei Männern gar nicht so selbstverständlich ist.

Eins kann man auf jeden Fall daraus ableiten: Am kostbarsten ist oft das, was am wenigsten kostet. Legendär die Freude meiner großen, damals noch kleinen Schwester über ein Fieberthermometer für 20 Pfennig, das sie eines Weihnachten für ihr Arztköfferchen bekam. Das Porto für einen Brief kostet 80 Cent. (Wird wahrscheinlich bald wieder erhöht.) Natürlich kann man auch mehr investieren, in edle Schreibwaren — die Zahl der urbanen Papeterien hat mit fortschreitender Digitalisierung auffallend zugenommen. Nicht in Geld zu beziffern und in keinem Laden zu kaufen: die Zeit und Hingabe, dass jemand sich hinsetzt und festhält, was er an der langjährigen Freundin so schätzt, kleine, konkrete Beobachtungen zum runden Geburtstag.

»Wir schenken uns nichts«, prahlen viele zur Weihnachtszeit. Aber man könnte sich was schreiben. Selbst wenn man unter einem Dach wohnt. So wie es die Verliebten machen, manche noch nach Jahren des Zusammenseins, kleine Botschaften, Aufmerksamkeiten, Zettelchen, um kurze oder große Distanzen zu überwinden. Überhaupt kann man von ihnen viel lernen: Keiner schenkt so aufmerksam und originell wie sie. Und freut sich so wie sie. Die Aufregung, wenn der Luftpostumschlag des fernen Geliebten im Briefkasten lag!

Worte sind Gaben. Einfach zu formulieren, was man sich vielleicht von Angesicht zu Angesicht nicht traut auszusprechen, weil man sich geniert, weil es einem zu kitschig klingt, oder schlicht, weil man sich eben mehr Gedanken macht, wenn man sich hinsetzt und in Ruhe etwas schriftlich fixiert (was auch gar nicht auf Papier sein muss): Die Bedeutung einer Beziehung, einer Freundschaft, einer Begegnung, eines Abendessens, eines Menschen.

Kein Brief ist so wichtig wie der Kondolenzbrief, wenn der Absender denn nur den Mut hat, persönlich zu werden. Es ist das Schwerste und das Schönste, was jemand zu Papier bringen kann. Nach dem Tod ihres kleinen Sohnes bedankte Jackie Kennedy sich bei Truman Capote für dessen Post mit den Worten: »Wenn alles, was Du je geschrieben hast, letztlich nur Übung gewesen wäre, um diese sieben Zeilen zu schreiben, die nur ich — und Jack — gesehen habe, dann bin ich froh, dass Du Schriftsteller geworden bist.«

Das Schlimmste ist, zu schweigen. Kein Wunder, dass Briefe wie Schätze aufgehoben werden.

## Geschenksendung, keine Handelsware

Manchmal, wie bei Verliebten, liegen Briefen auch kleine Gaben bei. Fotos, mit der selbstgebauten Lochkamera aufgenommen, Müsliriegel, weil die Freundin beim letzten Treffen so unterzuckert war, ein exquisiter Stift, damit sie mehr schreibt. Bis die Beigabe zur Hauptsache und der Brief nur noch der Begleiter des Päckchens wird.

»Ich mochte gern ein Bäckchen (mit Suzikkeiten)«, schrieb meine Schwester Bine aus dem Internat, und hat es gekriegt. Auch das Päckchenpacken hat unsere Mutter mit Leidenschaft betrieben, wir Kinder durften unsere Finger auf den Knoten halten, damit er nicht zu locker ausfiel, dann schleppte sie alles zur Post, wo ein Korinthenkacker saß, wie sie ihn nannte, der ihr erklärte, dass das Bekleben des Packpapiers mit Oblaten und anderen bunten Bildchen, die sie irgendwo ausgeschnitten hatte, je kitschiger, desto lieber, verboten sei, und den sie becircte, mit Charme und selbstgemachtem Birnengelee, das in unserer Familie keiner außer unserem Großvater mochte.

Nicht nur meine Geschwister im Internat, auch die Freundinnen unserer Mutter, vor allem jene in der »Ostzone«, wie die DDR damals genannt wurde, bekamen Post von ihr. Vor einiger Zeit habe ich einen Film gesehen, der sich allein mit dem Duft dieser Päckchen beschäftigte. Ein unvergleichlicher Duft! Nach Waschpulver und Vanillepudding, Jacobs Krönung und 4711. Vorsichtig